



Evangelische Zentralstelle für Weltanschauungsfragen

Information Nr. 92 Stuttgart IX/1984

Descartes und die Folgen **Ein Weltbild in der Krise**

von Adolf Köberle

INHALT

Die wichtigsten Lebensdaten	2
Die Alleinherrschaft der Vernunft	4
Die Kritik an der Verabsolutierung der Vernunft	6
Die philosophische Ich-Einsamkeit	10
Der Angriff auf den Solipsismus	11
Die tiefe Kluft zwischen Geist und Stoff	13
Die Überwindung des Dualismus	15
Descartes im Widerstreit der Beurteilungen	18
Literaturhinweise	23

In den Gesamtdarstellungen zur Geschichte der Philosophie wird Descartes einhellig gerühmt als Bahnbrecher der neuzeitlichen Philosophie. Alle großen Namen, die nach ihm kommen, Spinoza und Leibniz, Kant, Fichte und Hegel sind ohne ihn nicht denkbar. Er hat nicht nur auf seine Zeitgenossen eine bezwingende Macht ausgeübt. Er hat durch den Wagemut seines Denkens eine Spur hinterlassen, die bis auf den heutigen Tag wahrnehmbar ist.

Die Wichtigsten Lebensdaten

„René Descartes gehört zu den großen Söhnen Frankreichs. Er wurde am 31. März 1596 zu La Haye (zwischen Tours und Poitiers in der Landschaft Touraine) geboren. Der Vater war ein reichbegüterter Edelmann. Auch der Sohn hatte niemals mit wirtschaftlichen Nöten zu kämpfen. Von schicksalhafter Bedeutung sollte es werden, daß er die Mutter bereits ein Jahr nach der Geburt verlor. Vergebens sucht man in seinem Werk ein weiblich-mütterliches Element. In dem Jesuitenkolleg von La Flèche erhielt er eine vorzügliche humanistische Bildung, was er zeitlebens dankbar anerkannt hat.

Mit 18 Jahren löst er sich aus der kirchlichen Bindung. Er ist entschlossen, sich von jedem überlieferten Urteil zu befreien. Er will hinfort auf eigenen Füßen stehen. Descartes absolviert in Paris das Studium der Rechtswissenschaft, er tritt darauf in militärische Dienste und wird zu einem der weitest gereisten Europäer seiner Zeit. Nachdem er sich von den buntfarbigen Eindrücken der Welt hat überfluten lassen, kommt es zu einem Stimmungsumschlag von radikaler Introversion. Er beginnt an allem zu zweifeln. Er zweifelt an der Gültigkeit der erlernten philosophischen und theologischen Gelehrsamkeit. Er zweifelt an seiner eigenen Sinneswahrnehmung. Er fragt sich: „Könnte es nicht sein, daß Himmel, Luft, Erde, Farben, Gestalten, Klänge nichts anderes sind als ein Gaukelspiel von Träumen? Oder bin ich gar das Opfer eines bösen, übermächtigen Dämons geworden, der allen Einfluß darauf verwendet, mich zu täuschen, dessen Halluzinationen mich narren?“ So quälend die Überlegungen sind, an einem kann er nicht zweifeln, daß es ein Ich gibt, das zweifelt. „Täusche mich, wer immer kann, das denkende Ich kann mir niemand nehmen.“ Cogito, ergo sum. Je pense, donc je suis. Damit ist ein archimedischer Punkt gewonnen, von dem aus weitergedacht werden kann.

Descartes hat den weitaus größten Teil seines Lebens von 1628 bis 1649 in Holland zugebracht. Dort fand er fern von der Heimat die begehrte Ruhe zu ungestörter, unbehelligter, schöpferischer Tätigkeit. Die protestantischen Niederlande galten damals als

ein bevorzugter Zufluchtsort vor den Angriffen der Inquisition. Dort konnten Werke erscheinen, die im übrigen Europa verboten waren. Es waren ja erst wenige Jahrzehnte vergangen, seit Giordano Bruno nach siebenjähriger Kerkerhaft im Jahr 1600 in Rom verbrannt worden war, seit Galilei, um der Verurteilung durch das kirchliche Offizium zu entgehen, seinen „Irrtum“ in feierlicher Weise widerrufen hatte. Descartes hatte nicht die Absicht, ein Märtyrer seiner Philosophie zu werden. Er war vorsichtig und ängstlich darauf bedacht, jeden Konflikt mit der immer noch machtvoll herrschenden Kirche zu vermeiden. Er greift nicht einzelne Glaubenssätze der kirchlichen Lehrautorität an, er läßt sie stillschweigend beiseite liegen. Wohl aber weigert er sich, Überliefertes und Überkommenes unter Verzicht auf eigenes Fragen und Forschen nachzusprechen. Er will die Fundamente der christlichen Wahrheit, die Gottesidee, die Unsterblichkeit der Seele, das sittliche Bewußtsein nicht antasten. Aber statt die Ergebnisse der spätscholastischen Philosophie und Theologie zu wiederholen, will er sich selbst auf den Weg begeben. „Man muß sich eine Wahrheit so zu eigen machen, als ob man sie selbst gefunden hätte; dann, nur dann macht sie lebendig.“ Die grausamen Konfessionskriege, deren Zeitgenosse er wurde, waren ihm ein Ärgernis. Er hoffte, durch seine Philosophie den leidigen Streit zur Ruhe zu bringen und zu unterwandern, was ihm in der Nachwirkung in weitem Umfang gelungen ist. Seit 1637 erscheinen seine Werke nicht mehr in lateinischer, sondern in französischer Sprache. In kurzer Zeit folgen nacheinander: „Discours de la méthode“, „Die Prinzipien der Philosophie“, „Les passions de l'ame“ und „Le monde“. Das letztere Werk wurde zurückgehalten, weil seine Ergebnisse denen des verurteilten Galilei zu ähnlich waren. Es erschien erst einige Jahre nach dem Tod des Verfassers. Auch in Holland blieb Descartes von Anfeindungen nicht verschont. Die reformierte Synode von Utrecht verbot seine Werke schon zu Lebzeiten des Philosophen. Die katholische Kirche setzte sie 13 Jahre nach seinem Tod auf den Index der verbotenen Bücher.

Christina, Tochter und einziges Kind des Schwedenkönigs Gustav Adolf, fühlte sich von der lutherischen Orthodoxie ihrer Heimatkirche enttäuscht und unbefriedigt. Der französischen Sprache ebenso mächtig wie der Muttersprache, las sie schon in jungen Jahren die Werke von Descartes und korrespondierte mit ihm. Sie wollte Stockholm zu einem europäischen Bildungszentrum machen und lud den damals schon weltberühmten Philosophen an ihren Hof. Descartes trat die Reise am 1. September 1649 an. Die Königin, damals 23 Jahre alt, wünschte von ihrem Gast dreimal in der Woche in Philosophie unterwiesen zu werden. Als Zeitpunkt bevorzugte sie Stunden der allerersten Morgenfrühe, was dem Lebensstil ihres Lehrmeisters in keiner Weise entsprach. Dazu war der Weg weit, der von der französischen Botschaft, wo Descartes untergebracht war, zum Schloß führte. Descartes fühlte sich nicht wohl „im Land der Bären“. Seine Gesundheit war dem skandinavischen Klima in keiner Weise gewachsen. Die an Freunde nach Hause gerichteten Briefe sind voll von bitteren Klagen. „Die

Menschen frieren hier im Winter ein wie die Fische. Ich versichere Euch, daß ich jeden Tag lieber in meine Einsamkeit zurückkehren möchte. Ich bin hier nicht in meinem Element.“ Am 11. Februar 1650 ist Descartes an den Folgen einer Lungenentzündung, versehen mit den Sterbegebeten seiner Kirche, im Alter von 53 Jahren und zehn Monaten gestorben. Er fand sein Grab auf dem Ausländerfriedhof in Stockholm. 16 Jahre später wurde der Sarg nach Paris überführt.

Die Tochter Gustav Adolfs hat erst vier Jahre nach dem Tod des Philosophen unter Verzicht auf die Thronherrschaft den Übertritt zur katholischen Kirche vollzogen, was in der damaligen Welt ein ungeheures Aufsehen erregte. Wenn in kulturgeschichtlichen Darstellungen zu lesen ist, die Konversion der schwedischen Königin sei das Werk von Descartes gewesen, so entspricht diese Berichterstattung nicht den historischen Tatsachen. Ein vorbereitender Einfluß mag von der Begegnung immerhin ausgegangen sein.

Die Alleinherrschaft der Vernunft

Descartes sieht die höchste Würde des Menschen darin, daß er ein mit Geist und Vernunft begabtes Wesen ist. Das denkende Ich erhält den Rang einer absoluten Größe. Die Philosophie zeigt sich von nun an nicht mehr bereit, der Theologie, teils vorbereitend, teils bestätigend, wie eine Magd zu dienen. Sie ist mündig geworden, sie verlangt nach vollkommener Freiheit der Urteilsbildung bei dem Suchen nach Wahrheit. Die Hochschätzung der logischen Rationalität bringt es ganz von selbst mit sich, daß der Mathematik die königliche Rangstellung unter allen Wissenschaften zuerkannt wird. Ihre Begriffe sind präzise und ihre Schlußfolgerungen von klarer, zwingender Evidenz. Descartes hat ein Leben lang intensive Studien in Algebra und Geometrie, in Optik, Anatomie und Medizin getrieben. Er hat dadurch an seinem Teil dazu beigetragen, die Blütezeit der modernen Naturwissenschaften heraufzuführen.

Der Mensch im Mittelalter war von der Existenz Gottes als einer selbstverständlich feststehenden Größe durchdrungen gewesen. Nachdem der Bruch mit der religiösen Tradition erfolgt und der Zweifel zum Ausgangspunkt des Philosophierens erhoben worden war, hatte die überlieferte Metaphysik ihr Ansehen verloren.

Doch Descartes will als ein frommer Mensch, der er zeitlebens geblieben ist (sehr im Unterschied zu seinem späteren Landsmann Voltaire), auf die Gottesidee keinesfalls verzichten. Er will sie nur auf eine völlig neue Grundlage stellen und mit Hilfe der

Denkmittel der Vernunft, unabhängig vom Lehrgut der Kirche, begründen. Descartes geht davon aus: der Mensch erkennt sich selbst als ein Wesen der Endlichkeit und der Unvollkommenheit. Gleichwohl findet die Seele die Idee Gottes als des allervollkommensten Wesens in sich vor. Zum allervollkommensten Wesen aber gehört auf alle Fälle das Sein mit hinzu, sonst wäre es ja nicht vollkommen. Wie kann eine solche Gottesidee in das menschliche Bewußtsein gelangt sein, wer kann sie ihm gegeben haben? Ich selbst als Mangelwesen kann sie nicht aus mir hervorgebracht haben. Nur ein Gott kann die Idee der Unendlichkeit in mich hineingelegt haben.

Man könnte den cartesianischen Gottesbeweis einen Akt der Denkfrömmigkeit nennen. Die Gottesgewißheit ist auf dem Weg intellektueller Schlußfolgerungen erbracht worden. Damit ist auch die Religion ein Ergebnis der Rationalisierung geworden. Der Gott von Descartes ist eine reine Verstandeskonstruktion. Er ist ein Gedankengebilde, dem alle Merkmale fehlen, die nach der einsichtsvollen Schau von Rudolf Otto zum Wesen des Heiligen gehören: das ehrfürchtige Erschauern und das beseligte Hingerissensein in der Erfahrung des Numinosen. Zu einem Gott, der als *ens perfectissimum* begriffen wird, kann man nicht beten, man kann ihm nicht in Liebe vertrauen. Die Frage läßt sich nicht unterdrücken: Sollte es dem klugen Geist entgangen sein, daß sich bei seiner Beweisführung nicht nur die *Methode* des Gottergreifens geändert hatte? Es waren damit auch alle wesentlichen Merkmale des christlichen Gottesglaubens verloren gegangen, der Glaube an den Dreieinigen Gott, das Wunder seiner weltversöhnenden Liebestat und das Geschenk der Gnade.

Überzeugt von der Zuverlässigkeit der Vernunft läßt sich der neue Erkenntnisweg hinfort auf alle Bereiche der Wirklichkeit anwenden. Auch die Seele ist als denkendes Bewußtsein zu verstehen. Descartes hat in einer eigenen Schrift über die Leidenschaften der Seele gehandelt, er hat um ihre emotionalen Stürme gewußt. Er lehnt ihre gewaltsame Unterdrückung ab. Doch die sinnlichen Ansprüche der Seele können beherrscht werden in der Kraft der Vernunft, die das höchste Gut und Glück des Lebens bleibt. Die gleiche Selbständigkeit wird dem sittlichen Wollen zugeschrieben. Die autonome Vernunft lehnt jede Fremdgesetzgebung von außen ab. Erneut erwacht die sokratische Zuversicht, daß mit der Erkennbarkeit des Guten auch die Kraft zum Vollbringen des Guten gegeben sei.

Daß von Descartes ein Panlogismus ausgegangen ist, kann allein schon an den Titeln der Werke wahrgenommen werden, die unter der Berufung auf seinen Namen in der Folgezeit erscheinen. Spinoza schreibt eine „Ethik nach geometrischer Methode dargelegt“. Eine postum erschienene Arbeit trägt den Titel „Von der Vervollkommnung des Verstandes“. John Locke, dem Descartes „wie eine Offenbarung vom Himmel“ erschien, wurde in England und weit

darüber hinaus berühmt durch seine „Untersuchungen über den menschlichen Verstand“. Leibniz erfindet ein „Alphabet der menschlichen Gedanken“. Der Hallenser Christian Wolff, der die deutsche Universitätsphilosophie des 18. Jahrhunderts beherrscht hat, nennt eines seiner Werke „Vernünfftige Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen“. Kant hat als der „Alleszermalmer“ neben anderen Gottesbeweisen auch den cartesianischen mitleidlos zerpflückt. Doch in der Hochschätzung der Vernunft ist er durchaus Schüler des großen Franzosen geblieben. 1781 erscheint die „Kritik der reinen Vernunft“, 1790 die „Kritik der Urteilskraft“ und drei Jahre später „Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“. Fichte, der die Außenwelt zu einer Schöpfung des Geistes werden läßt, nennt sein Hauptwerk „Begriff der Wissenschaftslehre“. Hegels „Phänomenologie des Geistes“, seine „Wissenschaft der Logik“ führen den Glauben an die Allmacht der Vernunft zur letztmöglichen Höhe. Descartes hatte sich an einer Sinndeutung der Geschichte in keiner Weise interessiert gezeigt. Sie war ihm im Unterschied zur Mathematik „zu ungenau“. Hegel unternimmt in seiner Geschichtsphilosophie das Wagnis, den Ausgang und die Heimkehr des Weltgeistes auf dem Weg durch die Jahrhunderte und Jahrtausende als vernünftig nachzuzeichnen. Der Marburger Neukantianer Hermann Cohen schreibt eine „Religion der Vernunft aus den Quellen des Judentums“ (1919).

Die Kritik an der Verabsolutierung der Vernunft

In Blaise Pascal, geboren am 19. Juni 1623 in Clermont, sollte Descartes ein Gegner erstehen, der ihm geistig ebenbürtig war. Auf den ersten Blick ist erstaunlich, wieviel ihnen gemeinsam war. Beide stammten aus begüterten Familien. Beide verloren die Mütter in der frühesten Kindheit und blieben zeitlebens unverheiratet. Beide waren Mathematiker von überragender Begabung. Beide beherrschten die französische Sprache in einer Vollendung, daß sie in die Literaturgeschichte ihres Landes eingegangen sind. Beide durchliefen eine weltliche Periode, ehe es zu kalendermäßig datierbaren Kehrtwendungen kam.

Der junge Pascal bewegte sich bis zum 23. Lebensjahr in dem Freundeskreis um Descartes. Auch dieser war begierig, den um eine Generation jüngeren Landsmann kennenzulernen, der bereits mit 16 Jahren eine Arbeit über die Kegelschnitte veröffentlicht hatte, was ihn mit einem Schlag berühmt machte. Die denkwürdige Begegnung zwischen den genialen Zeitgenossen fand im September 1647 in Paris statt. Doch es kam damals in zwei Unterredungen trotz gegenseitiger Hochachtung zu keiner Verständigung. Die unterschiedliche innere Entwicklung führte sie im Lauf der Zeit immer weiter auseinander.

Auch Pascal hatte von der denkerischen Kraft des Geistes die höchste Meinung. „Unsere ganze Würde besteht im Denken. Durch die Gabe der Vernunft unterscheidet sich der Mensch von allen Kreaturen.“ Wohl kündigt sich die existenzielle Erschütterung bereits in der Feststellung an: „Der Mensch ist nichts als ein Schilfrohr, allen Bewegungen des Windes und des Wassers hilflos ausgesetzt, das schwächste Wesen der Natur.“ Doch alsbald wird hinzugesetzt: „Er ist ein denkendes Schilfrohr.“

So hoch Pascal die Vernunft zu schätzen weiß, er deckt gleichzeitig ihre Grenzen auf und stellt ihr ein Denken mit dem Herzen entgegen. „Das Herz hat seine eigene Vernunft, die der philosophischen Vernunft unbekannt ist.“ Romano Guardini hat in einer geistvollen Studie über Pascal mit Recht darauf hingewiesen, daß die Forderung einer Logik des Herzens nicht verwechselt werden darf mit einem Überschwang der Gefühle. Pascal war kein Romantiker. Auch die Raison de coeur ist ein Erkenntnisakt der Denkleidenschaft. Doch sie bringt Einsichten zum Aufleuchten, die über den logischen und geometrischen Verstand weit hinausreichen.

Das Denken mit dem Herzen hat Pascal zu einer psychologischen Tiefenschau befähigt, die Descartes mit seinen allgemeinen Prinzipien niemals erreicht hat, ja, die ihn, damit verglichen, geradezu dürftig erscheinen läßt. Der Mensch erscheint in der Schau von Pascal als ein unauflösbares Geheimnis. Er ist beides zugleich: ein König und ein Bettler. Angesichts der unermeßlichen Räume des Weltalls ist er ein Nichts, ein Staubkorn, eine Milbe, ein zerbrechliches Wesen. Doch: „Es ist die Größe des Menschen, um sein Elend zu wissen; ein Baum erkennt sich nicht als elend.“

Zu dem widerspruchsvollen Wesen des Menschen gehört die Unfähigkeit, die Gegenwart anzunehmen. Immer eilt der Mensch in seinem unruhigen Gedankenflug der Zeit voraus und erhofft sich von der Zukunft alle Wunscherfüllung. Dabei ist die Gegenwart das einzige, was ihm zu eigen gehört. Erschreckend ist das Unvermögen des Menschen, allein zu sein. Nichts ist ihm unerträglicher, als in einem stillen Raum über längere Zeit hin zu verweilen ohne Unterhaltung, ohne Betrieb, ohne Zerstreuung. Denn dann fühlt er alsbald seine innere Leere und verfällt in Überdruß und Langeweile. Eine unheimliche Rolle spielt die Eitelkeit, geboren aus der Selbstliebe, die das eigene Ich zum Weltmittelpunkt macht. „Die Eitelkeit ist so tief im Herzen des Menschen verankert, daß selbst ein Soldat, ein Trossknecht, ein Koch, ein Lastträger sich rühmen und ihre Bewunderer haben wollen.“

Das Denken mit dem Herzen weiß nicht nur um Größe und Elend des Menschen. Es vermittelt zugleich einen neuen Zugang zur Erkenntnis Gottes. C'est le coeur, qui sent Dieu, et non la raison. Descartes war auf dem Weg über die Vernunft zur Erkenntnis eines höchsten Wesens gelangt. Pascal erlebte in der Nacht vom 23. auf

den 24. November des Jahres 1654 in Paris eine Damaskusstunde. Wie ein Blitzstrahl aus der Ewigkeit traf ihn die Gewißheit: Gott ist nicht eine philosophische Idee, sondern lebendige, persönliche Gegenwart. Hinfort besteht für ihn ein qualitativer Unterschied zwischen dem gedachten „Gott der Philosophen und der Gelehrten“ und dem Gott, der sich in geschichtlichen Persönlichkeiten geoffenbart hat. Als Pascal 1654, von zahllosen Krankheitsnöten endlich erlöst, im Alter von 39 Jahren starb, fand sich in das Futter seines Rockes eingenäht ein mit eigener Hand geschriebenes Pergament, von dem nicht einmal die Schwester Jacqueline gewußt hatte, die ihrem Bruder zeitlebens besonders nahe stand. Das Memorial strömt über von Freude. Es rühmt die gnadenhafte Erleuchtung, die bei den alttestamentlichen Patriarchen Abraham, Isaak und Jakob begonnen und in Jesus Christus ihre Vollendung gefunden hatte.

Pascal hat niemals aufgehört, Mathematiker, Physiker, Ingenieur, Psychologe und Philosoph zu sein. Aber seit der Stunde seiner Bekehrung hat sich ihm eine neue Wirklichkeit erschlossen. „Aus allen Körpern und Geistern zusammen wird man nimmermehr eine Regung wahrer Liebe hervorbringen. Das ist unmöglich und gehört einer unendlich höheren Ordnung an.“ Das Denken mit dem Herzen ist liebendes Denken. Es hat seinen Ursprung in der Gewißheit, von Gott geliebt zu sein, und es antwortet darauf in der Liebe zu Gott und dem Nächsten. Ein solches Herz legt allen Stolz auf die eigene Klugheit ab. Es wird demütig vor Gott und ist alle Zeit bereit zu Werken der Liebe. Pascal wurde zu einem Helfer der Armen und Gedrückten bis hin zu eigener völliger Bedürfnislosigkeit .

Pascal war nur eine kurze Schaffenszeit zugemessen. Selbst die gedankentiefen „Pensées“ waren nur Bruchstücke eines großangelegten Entwurfs zur Apologie des Christentums. Es war ihm nicht vergönnt, die gleiche weltweite Wirkung zu erreichen, wie sie Descartes und seiner Schule zuteil wurde. Die Nähe zu dem jansenistischen Kloster Port Royal, das der kirchlichen Verurteilung und Auflösung anheimfiel, die beißende Schärfe der „Lettres provinciales“, die die jesuitische Moralkasuistik verhöhnten, mögen ein Übriges dazu beigetragen haben, daß sich Staat und Kirche im Frankreich des 18. Jahrhunderts von ihm abwandten. Wer sich von Pascal anrühren läßt, den mag die Frage bewegen, wie anders die Geistesgeschichte des Abendlandes hätte verlaufen können, wenn dieser große, leidenschaftliche Denker und Christ über Descartes gesiegt hätte. Seine Spuren sind gleichwohl bis auf den heutigen Tag wahrnehmbar. Man spürt es jeder christlichen Verkündigung auf Kanzel und Katheder an, ob sie bei Descartes oder bei Pascal in die Schule gegangen ist, ob sie einen gedachten oder einen erlebten Gott zur Sprache bringt.

Hundert Jahre nach dem Tod von Descartes nimmt die Zahl der Stimmen ständig zu, die gegen eine Alleinherrschaft der Vernunft aufbegehren. Goethe findet keinen Zugang zu Kants Idealismus, weil er die wunderbar reiche Welt der Anschauung in bloße Begriffe auflöst. Als Hegel sich bei einem kleinen Reiseunfall auffallend übellaunig benimmt, schreibt Goethe an Zelter, er habe sich „einigermaßen gewundert, daß Philosophen, die Gott, Welt und Seele zu beherrschen glauben, doch gegen Ungebilde des Gemeinen nicht gerüstet sind“. Schopenhauer verurteilt Hegel, weil er unfähig sei, den beherrschenden Einfluß triebhafter Willensmächte auf den Denkvorgang einzusehen, freilich, ohne zu merken, daß er mit seinen gehässigen Äußerungen selbst ein Opfer gekränkter Eitelkeit geworden war. Kierkegaard greift Hegel an, weil Geschichte nicht mit Hilfe der dialektischen Methode in zuschauerhafter Haltung begriffen werden kann, sondern allein in personaler Betroffenheit und Verantwortung. Ludwig Feuerbach bekennt: „Ich hasse den Idealismus, der den Menschen aus der Natur herausreißt.“ „Auf der Universität lernte ich denken. Auf dem Dorf lernte ich sehen.“ Nietzsche rühmt die Vernunft des Leibes, die die Vernunft des abstrakten Geistes bei weitem übertrifft. Er bekämpft die Vorherrschaft des Denkens, die den Zugang zu einem dionysischen Lebensgefühl verschließt. Ludwig Klages verurteilt jeden Logos, der sich unfähig erweist, die Fülle des seelischen Lebens zu seinem Recht kommen zu lassen. Max Scheler greift auf Augustin und Pascal zurück und rühmt den Primat der Liebe vor aller Erkenntnis. Der Bildhauer Adolf von Hildebrandt stellt sarkastisch fest: „Wenn einer nichts hört, sieht, riecht und schmeckt, dann wird er Philosoph.“ Von Martin Buber stammt der Ausspruch: „Klugheit ohne Herz ist gar nichts.“ Pascals Landsmann Antoine de Saint-Exupéry weiß: „Man sieht nur mit dem Herzen gut.“ Die Bahnbrecher der Tiefenpsychologie Freud, Adler und Jung sind sich darin einig, daß die Seele des Menschen nicht nur aus denkendem Bewußtsein besteht. Sie umfaßt auch den irrationalen Bereich des Unbewußten, das sich in Ahnung, Traum und Eros äußert.

Was in der Blütezeit des philosophischen Idealismus niemand ahnen konnte, niemand für möglich hielt, sollte gleichwohl geschehen. Mit dem Tod Hegels im Jahr 1831 erlischt die spekulative Kraft des idealistischen Denkens. Die nachkommenden Geschlechter lassen sich faszinieren von dem gesellschaftspolitischen Materialismus eines Karl Marx. Sie empfinden den denkerischen Enthusiasmus von Descartes, Kant, Fichte und Hegel als wirklichkeitsfremd und schenken ihm kein Gehör mehr. Das begriffliche Denken erweist sich als unzureichend sowohl gegenüber der Faszination wie gegenüber der Abgründigkeit des Lebens.

Die philosophische Ich-Einsamkeit

Das Denken, das seinen Ausgangspunkt bei dem Cogito ergo sum nimmt, führt ganz von selbst zur Isolierung und Individualisierung. Die autonome Vernunft lebt von der Würde des auf sich selbst gestellten Subjekts. Das Ich weiß um seinen Eigenwert und geht dem Du gegenüber auf Distanz, auch wenn es nicht zu dem schrecklichen Wort von Jean-Paul Sartre kommt: „Die Hölle – das sind die anderen.“

Nicht nur die Verherrlichung der absoluten Vernunft hat Geschichte gemacht. Auch der Standort der Ich-Einsamkeit sollte sich über Jahrhunderte hin auswirken. Die Aufklärung war bedacht auf das Glück des einzelnen. In ihrem Eudämonismus war sie unfähig einzusehen, daß dieses Ziel nur in erlebter Gemeinschaft zu haben ist. Jetzt aber heißt es: „Höchstes Glück der Erdenkinder ist nur die Persönlichkeit.“ Werde, der du bist! Entfalte alle in dir angelegten Möglichkeiten! Nimm nicht zu viel von anderen an! Arbeite an der eigenen Ausformung!

Die Ich-Einsamkeit hat auch im religiösen Bereich nachhaltige Spuren hinterlassen. Der Einfluß des Idealismus auf den Protestantismus hatte zur Folge, daß das Gemeindebewußtsein ständig zurückging zugunsten einer religiösen Privatisierung. Nach dem Zeugnis des Neuen Testaments ist die Kirche der Leib Christi, der alle Glieder untereinander verbindet und füreinander verpflichtet. Jetzt aber wächst die Zahl der anonymen Christen. An die Seite der manifesten Kirche tritt eine latente Kirche, die zu einem gemeinsamen kultischen Leben keinen Zugang mehr findet.

Auch die Philosophie des Existentialismus geht auf die gleiche Wurzel zurück. Wohl rechnet Martin Heidegger zu den Grundbefindlichkeiten des menschlichen Daseins neben dem Sein in der Sorge und dem Sein zum Tode auch das Mit-Sein. Doch bekommt dieses den schwächsten Akzent im Vergleich zu den anderen Daseinsstrukturen. Denn das Mit-Sein kann die Unterwerfung des einzelnen unter die Herrschaft des „Man“ begünstigen, der dann nicht mehr fähig ist, zu seiner Selbstverwirklichung zu gelangen.

Die Ich-Einsamkeit verläuft erfahrungsgemäß in zwei Stadien. Der Aufbruch trägt durchaus euphorische Züge. Es herrscht das Hochgefühl: Ich ruhe in mir selbst, ich bedarf keines anderen. Doch im weiteren Verlauf schieben sich Schermut und Depression in den Vordergrund. Man hat zu dem anderen hin keine Brücken gebaut. Man hat eher Dämme aufgerichtet und sich abgeschirmt. Nun findet keiner zu mir, und ich finde zu keinem anderen hin.

Hermann Glockner erzählt in seinen Lebenserinnerungen, wie er als Privatdozent in Heidelberg die Philosophen Heinrich Rickert und Karl Jaspers aus nächster Nähe erlebte. Beide waren große Denkergestalten. Beide kamen aus der Schule von Descartes. Jeder war auf Grund eines unermeßlichen Wissens eine einsame Unendlichkeit – und war zugleich unendlich einsam. Aus Münster beichtet und beklagt Peter Wust in seinen Briefen an die Altersfreundin Marianne Weber die gleiche Notlage. Unter gelehrten Leuten soll sich daran bis auf den heutigen Tag nicht viel geändert haben.

Der Angriff auf den Solipsismus

Kuno Fischer sagt von Descartes, er sei ein ausgesprochen weltloser Mann gewesen. Er nennt seine Philosophie ein monologisches Drama, sie sei im Zimmer geboren und nicht an der Peripherie draußen und nicht im Dialog. Während gegen die Verabsolutierung der Vernunft alsbald Pascal aufstand und die Zahl der sich ihm anschließenden kritischen Stimmen ständig zunahm, sollte es ungleich länger dauern, bis es zum Angriff gegen die monadologische Ich-Einsamkeit kam. Erst das 20. Jahrhundert brachte einen einhelligen Aufstand.

Den Auftakt machte ein völlig unbekannter Dorfschullehrer aus Österreich, Ferdinand Ebner, 1882 als der letzte von sieben Geschwistern in Wiener Neustadt geboren. In der Auflehnung gegen den Vater, in der Ablehnung einer autoritären Seminarerziehung erlebte er ähnlich wie einst Descartes einen völligen Bruch mit der konfessionellen Überlieferung. Er wehrte sich gegen jede dogmengläubige Annahme. Es folgten Zeiten qualvoller Selbstverschlossenheit, verbunden mit schweren depressiven Zuständen. Obwohl ihm ein akademisches Studium nicht vergönnt war, erwarb er sich als Autodidakt ein erstaunliches philosophisches Wissen und Können. Unter dem Einfluß von Hamann und Kierkegaard wird ihm gewiß: Die Beziehung zu Gott ist nicht ein Akt der Reflexion, sondern der Begegnung. Die Gottesbegegnung aber verändert alsbald auch die zwischenmenschliche Ich-Du-Beziehung. Die Ich-Einsamkeit ist nicht nur ein Mißverständnis, sie hat ihren Ursprung in einer schuldhaften Abgeschlossenheit gegenüber dem Du. Ich und Du sind Urphänomene des menschlichen Daseins. Ich und Du sind füreinander bestimmt und werden durch das Wort miteinander verbunden. Das Wort, besonders das Wort aus der Höhe, besitzt die Vollmacht, mich aus meiner sündhaften Verschlossenheit zu befreien und den Zugang zum Nächsten zu öffnen. Als 1921 das Buch „Das Wort und die geistigen Realitäten“ erschien, gab es ein allgemeines Aufhorchen. Im Frieden mit der einstmals entzweiten Kirche ist Ferdinand Ebner 1931 gestorben. Zwei führende evangelische Theologen der Gegenwart, Emil Brunner und Karl Heim, haben freimütig bekannt, für ihre Denkarbeit durch Ferdinand Ebner entscheidende Anstöße empfangen zu haben.

In dem Buch „Wahrheit als Begegnung“ geht der Züricher Systematiker davon aus, daß der Mensch in seiner adamitischen Beschaffenheit für Gott verschlossen ist. Diese Verschlossenheit muß erst aufgesprengt werden. Die Öffnung geschieht dadurch, daß sich der transzendente Wahrheitsgrund dem Menschen in freischenkender Liebe zuwendet und der Mensch in personaler Korrespondenz dem ewigen Du antwortet. Von Natur will der Mensch dem Du gegenüber Herr sein, eine Verhaltensweise, die jedes Zustandekommen von Gemeinschaft verunmöglicht. Die Erfahrung der göttlichen Liebe aber vermag zu bewirken, daß die Zertrennung überwunden wird.

Auf den Spuren von Ferdinand Ebner weist der Tübinger Theologe in dem Werk „Glaube und Denken“ darauf hin: In der Schau von Descartes erscheint das isolierte Ich als Urdatum. In Wahrheit ist das Einzel-Ich ein künstliches Gebilde. Es ist bereits das Ergebnis einer vollzogenen Flucht und Abschließung. Das Zusammengehören und Aufeinander-angewiesen-Sein ist durchaus das erste. Der Mensch ist schöpfungsmäßig in eine Fülle von Ich-Du-Beziehungen eingebettet, als Mann und Frau, als Eltern und Kinder, als Nachbar und Berufsgenosse. Erst durch einen Akt der Loslösung entsteht das auf sich allein gestellte Einzel-Ich. Der Abstand, der Gott und Mensch, der Ich und Du voneinander trennt, scheint unüberwindlich. Doch es gibt eine Brücke. Es ist das Wort des Lebens, das Gott auf Grund seiner Selbstoffenbarung in Jesus Christus zur Menschheit gesprochen hat. Indem wir diesem Wort der Liebe vertrauen und es einander gewähren, werden wir erlöst aus dem Gefängnis der Ich-Eingeschlossenheit.

Fast zur gleichen Zeit mit Ferdinand Ebner und darum von ihm unabhängig erschien das Buch von Martin Buber: „Ich und Du“. Auch für den jüdischen Religionsphilosophen ist die Ich-Einsamkeit die Abstraktion einer ursprünglichen Einheit. Niemand kann sich selbst verwirklichen ohne Begegnung mit dem Du. Ich und Du sind im zwischenmenschlichen Dialog füreinander bestimmt. Wer ein Du wie ein Es behandelt, macht sich schuldig. Für einen erlösten Menschen kann selbst die Es-Welt zu einem Du werden. Ein Lieblingswort von Martin Buber lautet darum: „Du sollst dich nicht vorenthalten.“

Auch in der Heimat von Descartes ist es zu einem Aufstand gegen das in sich ruhende Selbstbewußtsein gekommen. Für Gabriel Marcel ist die bei sich selbst bleibende Einzelsexistenz ein fragwürdiger Traum. Es gilt, in der Zwiesprache des andern inne zu werden und ihn als Bruder anzunehmen, auf den ich mich in Zeiten der Verlassenheit stützen kann. Der Satz „*Wir sind*“ ist die einzig tragfähige Grundlage aller Ontologie. Wer den Kerker der Verschlossenheit durchbricht, wird erfahren, daß es dann nur noch ein Schritt ist zur Verbundenheit mit dem absoluten Du Gottes, dem wir uns in der Haltung der Anbetung öffnen dürfen.

Der Schweizer Psychotherapeut Hans Trüb (1889-1944) war ein langjähriger Schüler und Freund von Carl Gustav Jung. Er rühmt in dem Buch „Heilung aus der Begegnung“ seinen Meister, weil er in der Praxis der Psychotherapie einen entscheidenden Schritt nach vorne getan hat. Während Freud den Patienten während der Analyse auf einer Couch sich niederlegen läßt und als Arzt in dessen Rücken Platz nimmt, um sich aus jedem persönlichen Verhalten herauszuhalten, setzt sich Jung von Anfang an dem Patienten Auge in Auge gegenüber und ermöglicht dadurch im Gespräch eine ganz andere Art von individueller Begegnung. Doch diese zwischenmenschliche Annahme hat in der Züricher Schule nur das eine Ziel: Sie will dem Menschen helfen eine heilsame Beziehung zwischen seinem Ich und seinem Unbewußten herzustellen. Der angestrebte Individuationsprozeß dient der *Unio mystica* zwischen dem reflektierenden Bewußtsein und dem unermeßlichen Reich der seelischen Tiefe. So notwendig und hilfreich diese Art von Therapie gewiß ist, der Mensch bleibt trotz aller angestrebten Ganzheit bei sich selbst. Er wird aus einer Vereinzelung nicht herausgeholt. Dabei haben ungezählte Neurosen ihren Ursprung doch recht eigentlich darin, daß der Mensch sich vor partnerschaftlichen Begegnungen fürchtet und diesen nach Möglichkeit ausweicht. Darum muß ihm nicht nur geholfen werden zu einem besseren Verhältnis zu sich selbst. Es muß dem am Leben Leidenden vor allem gezeigt werden, wie er zu einer neuen Begegnungsfähigkeit mit seiner Umwelt gelangen kann. In der Schau von Hans Trüb hat sich darum jede Therapie als oberstes Ziel zu setzen: die Wiederherstellung der dialogischen zwischenmenschlichen Fähigkeit. Wo diese Aufgabe vernachlässigt oder gar versäumt wird, bestehe die Gefahr, daß es nur zu Scheinheilungen kommt.

Was für ein vielstimmiger Chor aus Österreich, Israel und Frankreich, aus Deutschland und der Schweiz, aus unterschiedlichen Konfessionen und Religionen! Alle aber sind sich darin einig, daß die idealistische Philosophie korrekturbedürftig ist, sofern sie das autonome Ich zum Ausgangspunkt ihrer Reflexion gemacht hat.

Die tiefe Kluft zwischen Geist und Stoff

Daß die Denkleistung der Vernunft auch irren kann, wird daran deutlich, wie Descartes Geist und Materie als zwei völlig beziehungslose Sphären in weitem Abstand voneinander getrennt hat. Während Spinoza *eine* Weltsubstanz kennt, die er Gott oder Natur nennt, lehrt Descartes den qualitativen Unterschied zwischen der denkenden und der ausgedehnten Substanz. Die *res cogitans* und die *res extensa* sind inadäquate Größen.

Gott, der unendliche Geist, ist allein auf die Subjektivität des Menschen bezogen, während alles Naturgeschehen einem mathematisch berechenbaren Ablauf unterworfen ist. Gott hat bei dem ersten Akt der Schöpfung die Bewegungen der Materie in Gang gesetzt. Seitdem hat er sich von seiner Schöpfung zurückgezogen und sie einer streng kausalen Notwendigkeit unterworfen. Auch die Tiere sind nach der Schau von Descartes nichts als Automaten. Sie besitzen keine Cogitatio. Sie sind komplizierte Maschinen, die wie Uhren ablaufen. Sie vollziehen mechanische Körperbewegungen. Ihr Schmerz hat nicht mehr zu bedeuten als das Quietschen eines Wagens – „eine Ansicht, die der Kreatur schweres Unrecht zufügen sollte“ (Walter Nigg).

Der cartesianische Dualismus hatte unermeßliche Folgen. Das subjekthafte Bewußtsein und die objektalen Gegebenheiten stehen sich hinfort fremd und feindselig gegenüber. Das Endergebnis ist eine gottlose Natur und ein naturloser Gott. Gott ist hinfort nicht mehr die alles erfüllende Lebensmacht, die allen Geschöpfen zuteil wird. Gott ist zu begreifen als höchste Intelligenz, zu der nur vernünftige Wesen Zugang haben. Als Geiststräger fühlt sich der Mensch der Natur himmelweit überlegen. Verglichen mit dem Geist ist sie etwas Minderwertiges. Wenn sie sich mit sinnlichen Ansprüchen meldet, dann hat in der Schau von Kant und Fichte das sittliche Sollen die Pflicht und die Kraft, sich darüber zu erheben und sich in Freiheit zu behaupten. Für Hegel ist die Natur etwas, was der Geist weit hinter sich gelassen hat. Die Natur ist die äußerste Entfremdung des absoluten Geistes. Die Kunst steht darum von vornherein höher als die Schönheit der Natur, weil das ästhetische Schaffen ein Werk des gedachten Geistes ist.

Aus der cartesianischen Trennung ergab sich eine völlig mechanische Auffassung vom Wesen der Natur. Vergessen ist, daß Materie von mater kommt und Natur von nasci, was an den gebärenden Schoß des Lebens erinnert. Nun kann die Mutter Erde in frevelhaftem Raubbau ausgebeutet, entstellt und zerstört werden. Der Mensch aber ahnt nicht in seinem geist-hybriden Hochmut, daß er sich damit selber das Grab schaufelt.

Kein Wunder, daß dieser Vernichtungswut jetzt auch die Tiere anheimfallen. Bedenkenlos werden ganze Vogel- und Tierarten ausgerottet. Ungehört verhallt die Stimme eines Albert Schweitzer, der zur Ehrfurcht vor dem Leben aufruft. Jahr für Jahr fallen Millionen von Hunden, Katzen und Mäusen, von Affen und Schweinen der Vivisektion zum Opfer, die weit über das Maß dessen hinaus wütet, was zu Forschungszwecken nötig ist. Man scheut dabei vor den grausamsten Experimenten nicht zurück. Als seelenlose Automaten haben Tiere ja keinen Schmerz zu empfinden.

Von allergrößter Tragweite sollte die dimensionale Unterscheidung von Bewußtsein und ausgedehnter stofflicher Körperwelt im medizinischen Bereich werden. Schon Hippokrates hat gewußt, daß der Mensch ein Gesamtplan ist, in dem alle Teile zusammengehören und aufeinander bezogen sind. Bei Hildegard von Bingen und bei Paracelsus ist die organische Vermählung von Innen und Außen noch unangetastet. Mit Descartes bricht diese Einheit auseinander zugunsten einer einseitigen Überbewertung der somatischen Befunde. Man sieht den Menschen bei der Behandlung von Krankheiten nur noch unter anatomischen, physiologischen und chemischen Aspekten. Der Mensch als Subjekt, als lebendige Seele, als personale Geistexistenz wird kaum mehr wahrgenommen.

Im Bereich der Seelsorge kommt es auf Grund der vollzogenen Trennung zur entgegengesetzten verkürzten Einstellung. Sie reduziert ihren Auftrag auf isolierte Seelenpflege. Sie unterschätzt die machtvolle Sprache der leiblichen Vorgänge. Man bedenkt zu wenig, wie tief der Mensch mit seinem Leibesleben in das Naturgeschehen und seine gesetzlichen Abläufe eingebettet ist.

Ein Wort indischer Weisheit lautet: „Säe einen Gedanken und du erntest eine Tat.“ Der cartesianische Dualismus war „nur“ ein philosophischer Gedanke. Und doch, wie unheilvoll ist diese Gedanken-Aussaart aufgegangen!

Die Überwindung des Dualismus

Dem cartesianischen Dualismus sind im 19. und 20. Jahrhundert zahlreiche Stimmen von Rang und Ansehen entgegengetreten. Für Goethe ist die Natur kein mechanisches Gebilde. Sie ist belebt und von göttlichen Schaffenskräften durchflutet. Er äußert sich gegenüber Eckermann: „Wenn man die Leute reden hört, sollte man fast glauben, sie seien der Meinung, Gott habe sich seit jener alten Zeit ganz in die Stille zurückgezogen, und der Mensch wäre jetzt ganz auf eigene Füße gestellt und müsse sehen, wie er ohne Gott und sein tägliches unsichtbares Anhauchen zurechtkomme. Gott hat sich nach den bekannten sechs Schöpfungstagen keineswegs zur Ruhe begeben, vielmehr ist er überall noch fortwährend wirksam wie am ersten Tag.“ Weil das göttliche Geheimnis allüberall geahnt werden kann, auch in Stein und Pflanze, darum ist der Natur gegenüber Ehrfurcht am Platz und Dankbarkeit gegen Gott, der in ihr unablässig sein Werk treibt. Goethe hat sich darum immer im Gegensatz zu Descartes gefühlt. Was dort auseinandergefallen war, sucht er wieder zusammenzubringen. Geist und Natur sind nicht antithetisch aufeinander zu beziehen. Sie stehen zueinander in einem polaren

Verhältnis der Begegnung und der Ergänzung. Darum wird von ihm der Rat gegeben: „Wem es nicht zu Kopf will, daß Geist und Materie, Gedanke und Ausdehnung zusammengehören, der hätte das Denken längst aufgeben sollen.“

Unter den großen führenden Gestalten des deutschen Idealismus ist Schelling (1775-1854) der einzige gewesen, der sich dem Wahn der Aufspaltung entgegengeworfen hat. Zunächst noch ganz unter dem Einfluß von Fichte verfaßt der Zwanzigjährige die Schrift: „Vom Ich als Prinzip der Philosophie“. An der Universität Jena standen beide zwei Jahre nebeneinander. Dann aber löst sich Schelling in steigendem Maß von dem um 13 Jahre älteren Lehrmeister und geht eigene Wege. Er entwirft in seiner Identitätsphilosophie („Ideen zu einer Philosophie der Natur“, 1797) eine neue Schau, die ihm die Bewunderung Goethes einbringt. Er tritt dafür ein: man darf das Leben nicht halbieren. Alle Kräfte sind aufeinander bezogen und durchdringen sich gegenseitig. Geist ist nie ohne Materie und Materie nie ohne Geist. Der Abglanz des Geistes ist auch in der Natur wirksam und wahrnehmbar. Der Begriff des Organismus kommt neu zu Ehren, weil sich das Ganze immer im Teil und der Teil sich immer im Ganzen befinden. Der ältere Schelling fand den Weg zu Jakob Böhme und zu dem schwäbischen Prälaten Oetinger. Bei ihm las er den Satz: „Es ist eine Pest der Ideen, die Natur außer der Gegenwart Gottes zu sehen.“

In München ist Schelling dem Philosophen Franz von Baader begegnet. Beide haben sich freundschaftlich gefunden in der gemeinsamen Auseinandersetzung mit Kants Kritizismus und in der Zusammenschau von Natur und Geist. Als überzeugter Christ wußte sich Baader von Gott in Liebe erkannt und angenommen. Er hat das cartesianische Cogito ergo sum aufgegriffen und in das Bekenntnis umgewandelt: Cogitor ergo sum – Ich werde gedacht, ich bin gedacht, also bin ich. Unter den führenden Theologen der Gegenwart gebührt Paul Tillich der Ruhm, die einsame Größe Schellings erkannt und in seine eigene denkerische Arbeit integriert zu haben.

Descartes scheint in seinem Haus keinen Hund, keine Katze geduldet zu haben. Immerhin ist er zu Pferd durch halb Europa geritten. Schon von daher hätte er wissen können, daß Tiere keine Automaten sind, die sich auf Grund einer prima causa mechanisch bewegen. Jeder Tierliebhaber weiß um die Freude, wie der Hund seinen Herrn bei der Heimkehr stürmisch begrüßt, wie er seiner Trauer Ausdruck zu verleihen mag, wenn der Besitzer krank wird oder stirbt.

Die moderne Tierpsychologie hat uns eine Fülle von Einblicken vermittelt in das Verhalten von Tieren im Rahmen ihrer Umwelt. Der Basler Zoologe Adolf Portmann hat die Ergebnisse seiner

Forschungsarbeit in die Sätze zusammengefaßt: „Wir sind unterwegs im Wissen um die Innerlichkeit der Tiere. Sie sind feine empfindende, einfühlsame Wesen. Auch müssen wir beim Tier in vielen Fällen mit einem hohen Grad von Lernfähigkeit rechnen.“

Gewiß, wenn sich im Storchennest, im Vogelnest mütterliche Liebe, väterliche Nahrungsfürsorge, Spielfreude und erste Unterweisung in der Flugkunst zeigen, so handelt es sich dabei nicht um ein moralisches Bewußtsein. Es sind angeborene, ererbte Instinkthandlungen, aber es sind keine Mechanismen, es sind Äußerungen einer Gruppenseele.

Konrad Lorenz gilt mit Recht als hochangesehener Verhaltensforscher. Er hat ein Leben lang in unermüdlicher Bemühung bei Tag und Nacht, zu Wasser und zu Lande seine Beobachtungen gesammelt. Nach der Schau von Darwin herrscht im Reich der Natur ein mitleidsloser Kampf aller gegen alle. Der Streit ist notwendig. Er bewirkt die Ausmerzungen der schwächeren Exemplare. Er steht im Dienst der Selektion und der Höherentwicklung der Arten. Im Unterschied zu Darwin hat die Tierpsychologie den Beweis erbracht: Der Aggressionstrieb herrscht in der Tierwelt keineswegs unbegrenzt. Da kämpfen zwei Wölfe, zwei Graugänse erbittert miteinander um den Vorrang, wem das schönste weibliche Tier gehören soll. Schließlich erlahmt der schwächere Teil. Er bietet dem Sieger die Halsschlagader dar. Dieser braucht nur zuzubeißen und der Unterlegene ist für immer erledigt. Aber nun geschieht das Überraschende. Der Gewinner im Kampf tut das nicht. Er schont den Gegner. Er zieht sich zurück, vorausgesetzt, daß der Besiegte noch eine Zeitlang in einer gewissen Unterwürfigkeit und Demutshaltung verharret. Es findet sich in der Tierwelt also auch ritterliches Verhalten zueinander, was der Erhaltung der Arten zugute kommt. Wiederum wäre es falsch, dahinter ethische Hemmungen und Tugenden zu vermuten. Es sind Naturgeprägtheiten, aufgrund deren das Tier also handelt. Und doch, wie weit sind solche Verhaltensweisen entfernt von jeder mechanischen Naturdeutung.

Noch tiefer dringt in die Geheimnisse der Tierpsychologie die Beobachtung von der sogenannten Hackordnung. Sowohl auf einem Hühnerhof wie in einer Dohlenkolonie herrscht eine scharfe Rangordnung. Alpha hackt Beta, Beta hackt Gamma und so fort. Alpha als Despot zeigt sich stets auf das höchste gereizt, wenn das in der Rangordnung ihm am nächsten stehende Tier ihm zu nahe kommt, während ein im Ansehen tief darunter stehendes Geschöpf gänzlich in Ruhe gelassen wird. Die Parallele zum menschlichen Verhalten ist an dieser Stelle so frappant, daß es schwer fällt, die evolutionistische Herkunft des Menschen zu bezweifeln.

Das Aufkommen der psychosomatischen Medizin hat den cartesianischen Dualismus endgültig Lügen gestraft. Die moderne Heilkunde

bedient sich selbstverständlich nach wie vor aller naturwissenschaftlichen und technischen Errungenschaften der Neuzeit, aber sie fragt gleichzeitig auch: Warum wird ein Mensch gerade jetzt zu einem bestimmten Zeitpunkt krank? Ist es eine Berufsenttäuschung, eine Liebesenttäuschung, ein Schicksalsschlag, ein Trauerfall, was einen bislang gesunden Menschen auf das Krankenlager geworfen hat? Oder was für Ausweglosigkeiten liegen vor, die einen Menschen von seinem Unbewußten her bestimmen können, die Flucht in eine Krankheit anzutreten?

Der Heidelberger Viktor von Weizsäcker hält es für möglich, daß das ständige Hinunterschluckenmüssen von Bosheiten Halsweh auslösen kann. Der Hamburger Internist Artur Jores hat darauf hingewiesen, daß es spezifische Krankheiten gibt, an denen Tiere niemals erkranken, wohl aber Menschen, die mit den Konflikten des Lebens nicht fertig geworden sind. Seelisches drückt sich in der Körpersprache aus in Gestalt von Organ-Neurosen, wie umgekehrt auch körperliche Störungen nachhaltig auf den Seelenzustand einwirken. Wie aussichtslos ist in all solchen Fällen eine nur materielle Behandlung, wie notwendig wird es, daß sich der Arzt auch um den Seelenzustand seiner Patienten kümmert!

Seien wir froh und dankbar, daß die Mauer durchbrochen ist, die ein philosophisches Gedankengebilde errichtet hatte. Es gilt auch in der Beziehung: Was Gott in seiner Schöpfung als Einheit zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden!

Descartes im Widerstreit der Beurteilungen

Descartes gebührt das unvergängliche Verdienst, das Denken als die höchste Würde des Menschen herausgestellt zu haben. Wer das Denken gering achtet, verzichtet auf das Adelsvorrecht des Menschen, das ihn vor aller anderen Kreatur auszeichnet. Nur nicht denkfaul werden! Wie groß ist heutzutage die Gefahr geworden, besonders im Leben junger Menschen, daß sie infolge der beständigen Überfütterung durch die Massenmedien zu keiner eigenen Denkarbeit gelangen, daß ihnen die Berieselung durch das Fernsehen lieber wird als die Beschäftigung mit einem ernsthaften Buch. Mit Recht warnt Eberhard Jüngel in „Gott als Geheimnis der Welt“ vor allem die Theologen, wie schlimm es ist, wenn sie sich keine strenge Denkleistung zumuten, wenn sie statt dessen meinen, sie könnten ihren Beruf mehr oder weniger aus den Kräften eines frommen Überschwangs bestreiten. Wie furchtbar ist es vollends, wenn ein Mensch im hohen Alter infolge einer zerebralen Sklerose zu keiner Art von geistiger Arbeit mehr fähig ist!

Und doch, so hoch das Licht der Vernunft zu rühmen ist, wir dürfen nicht blind werden für die Schattenseiten des abstrakten Denkens. Die spekulative Logik ist unfähig, die Fülle des Seins zu erfassen. Wir sind nicht nur zum Denken, sondern auch zum Lieben geschaffen. „Du sollst Gott lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüte.“ (Mt. 22,37) Wie schmerzlich muß alles religiöse Leben verarmen, wenn Gott nur als absolute Idee verstanden wird. Wie gut hätte Hegel daran getan, auf Schleiermacher zu hören, statt ihn zu verspotten!

Je weiter der Geist emporsteigt, umso weiter entfernt er sich von den Bedingtheiten des irdischen Lebens. Was wissen schon Philosophieprofessoren im allgemeinen, wie Kleinbürger, Bauern und Fabrikarbeiter leben und leben müssen! Für die innere Gesundheit eines Volkes aber ist es nicht gut, wenn es in Kreise auseinanderfällt, die keinen Zugang zueinander finden. Wilhelm Lütgert hat daran erinnert, daß die führenden Köpfe des philosophischen Idealismus – Kant, Fichte, Schelling und Hegel – ausschließlich Hochschulprofessoren waren. Als solche schrieben sie alle eine schwer verständliche Sprache, und die zu ihren Füßen saßen, hatten Mühe, diese Sprache zu verstehen und zu gebrauchen. Es entstand auf diese Weise ein akademischer Dünkel, der für alle Beteiligten nicht günstig war. Der Idealismus ist daran gescheitert, daß es ihm nicht gelang, in die Glut des Geistes auch die seelischen Werte und die grausame Wucht der materiellen Gegebenheiten aufzunehmen. Es gilt einzusehen, daß ein verstiegener Idealismus die gleiche Verirrung ist wie ein verhärteter Materialismus.

Descartes hatte zeitlebens den Wunsch, allein zu sein. Er wurde zum Vorbild der Ich-Einsamkeit. Er hat gewußt, daß der Mensch sich nur als einzelner verwirklichen kann, niemals aber in der Vermassung, die den einzelnen aufsaugt und entpersönlicht. Es kann leidvoll sein, nie allein sein zu dürfen. Aber die Wertschätzung der Individualität darf nicht dazu führen, daß der Mensch der Krankheit der Du-Losigkeit anheimfällt. Descartes wird zum Verführer, wenn er in seinem monadologischen Ansatz den Zugang zur Mitmenschlichkeit verschließt.

Daß Descartes zwischen Geist und Materie unterschieden hat, ist ihm gewiß nicht vorzuwerfen, aber er war nicht fähig einzusehen, wie nah im Haus der Schöpfung alle Kräfte unter einem Dach geschwisterlich beieinander wohnen und sich gegenseitig zu Diensten stehen. Der philosophische Dualismus hat bewirkt, daß das Ganze der Wirklichkeit in zwei Hälften auseinanderbrach, die nicht mehr zueinander fanden. Es entstand im Endergebnis eine Herrschaft der Teile über das Ganze. Der Idealismus verstand die Natur als eine Erscheinung des Geistes. Der Materialismus verstand das Geistige als eine Begleiterscheinung geirnlicher Prozesse. Jeder wollte nur eine Seite sehen und gelten lassen, und jeder verzeichnete damit das Bild des Lebens.

Die von Descartes ausgegangene Denkbewegung war eine großartige Leistung. Kein Wunder, daß sie geschichtsbildend gewirkt hat. Auch unsere Zukunft wird weiterhin im Zeichen von Descartes stehen. Wir können nicht dahinter zurück, wohl aber gilt es, über ihn hinauszuwachsen. Einige Stimmen von namhaften Zeitgenossen mögen abschließend deutlich machen, wie heiß der Kampf für und wider Descartes noch immer anhält:

Carl Friedrich von Weizsäcker: Es ist offenbar leichter, Descartes zu kritisieren, als ihn zu überwinden.

Helmut Thielicke: Descartes' Denken ist tatsächlich das Salz, das in allen Speisen geschmeckt wird, die wir an der theologischen und philosophischen Tafel des 19. Jahrhunderts, aber auch unseres Jahrhunderts angeboten sehen.

Christof von Hase: Theologen haben es wohl besonders schwer, von ihrem cartesianischen Roß herunterzukommen.

Walter Nigg: Descartes' stilles Philosophieren hatte viel größere Erfolge, als er sich ausmalte. Frankreich verdankt Descartes seine charakteristische Klarheit des Denkens. Bei ihm darf man von einer Wohltat des Denkens reden. Es fällt nicht leicht, den Satz, den man doch nicht umgehen kann, zu schreiben. Descartes ist bei aller Anerkennung seiner persönlichen Integrität vom christlichen Standpunkt aus als eine Katastrophe zu bewerten. Die rein rationale Denkweise verbreitete sich über ganz Europa und übt noch in der Gegenwart eine Tyrannei auf die Menschen aus.

Die Denkbewegung, die Descartes ausgelöst hat, ist auf die Bereiche der Wissenschaft nicht beschränkt geblieben. Es ist auch die industrielle, wirtschaftliche und politische Landschaft einschließlich der gesamten Umwelt-Probleme davon mitbetroffen. Weil heute jedermann daran teil hat, sollte sich auch jeder einzelne mitverantwortlich wissen, „Descartes und die Folgen“ zu bedenken und aufzuarbeiten.

Auch in Amerika ist man neuerdings auf die weitreichenden und vielfach verhängnisvollen Auswirkungen des cartesianischen Denkens aufmerksam geworden. Fritjof Capra, geboren 1939, Professor für Atomphysik in Berkeley, ist zu einem Generalangriff auf das cartesianische Wertsystem in breitester Form angetreten. Seine Stimme hat in den Vereinigten Staaten ein erstaunliches Echo gefunden. Die deutsche Übersetzung seines Buches „Wendezeit. Bausteine für ein neues Weltbild“ (512 S., Scherz Verlag, München 1983) liegt bereits in 2. Auflage vor.

Capra stellt fest: Das von Descartes und Newton geprägte Weltbild hat über 300 Jahre lang nahezu unwidersprochen das abendländische Bewußtsein beherrscht. Anschauungen, Vorstellungen und Ideen, die nicht in diesen Rahmen paßten, wurden nicht ernst genommen, von oben herab behandelt, wenn nicht gar lächerlich gemacht. Die ursprünglich organische Vorstellung von der Erde als einer gütigen Nährmutter wurde abgelöst und umgestaltet zugunsten der Auffassung des Universums als einer großen perfekten Maschine. Auch der Körper des Menschen wurde in die mechanische Auslegung alsbald mit einbezogen. Der glänzende Aufstieg der exakten Naturwissenschaften seit dem 17. Jahrhundert wurde zum Modellfall auch für alle anderen Wissenschaftsdisziplinen. Die radikale Unterscheidung von Geist und Materie hielt vor allem die Ärzte davon ab, die psychische Dimension der Krankheit in Erwägung zu ziehen. Psychologie, Psychiatrie, Psychotherapie, Soziologie und Ökologie, sie wurden alle der gleichen rationalen Deutung unterworfen. Der Glaube an die souveräne Rolle der Vernunft machte blind für das Lebensrecht intuitiver und spiritueller Einsichten.

Die moderne Atomphysik aber hat der cartesianischen Auffassung vom Wesen der Natur einen vernichtenden Schlag versetzt. Die Quantenphysik beschreibt die Materie als vibrierende Bewegung. Masse ist nichts als eine Form der Energie. Selbst ein ruhender Gegenstand hat in seiner Masse Energie gespeichert. Capra gesteht, es sei den Schulphysikern keineswegs leicht gefallen, in den ersten drei Jahrzehnten unseres Jahrhunderts eine so ungeheure Wandlung im Vorstellungsbild vom Wesen der Materie zu vollziehen. Der „tiefschmerzliche Umbau in der Physik“ sollte nun aber auch allen anderen Wissenschaftsbereichen als nützliche Lektion dienen. Nachdem die Physik über das überlieferte Schulmodell hinausgewachsen ist, wird es auch für alle anderen Fachdisziplinen Zeit, das mechanische Gedankengebäude zu verlassen und ein neues Weltbild im Sinn einer dynamischen Ganzheit aufzubauen.

Capra weiß von vielen verheißungsvollen Neuansätzen zu berichten, die sich in Amerika seit einiger Zeit in allen Bereichen der Wirklichkeit, voran auch im Gesundheitswesen, vollziehen. Er bedauert nur, daß die verschiedenen Aufbrüche noch nicht erkannt haben, wie sehr sie morphologisch als einheitliche Front zusammengehören. Alle Wissenschaftszweige müssen heute dahin kommen, die Grenzen ihrer bisherigen Anschauungsweise zu überschreiten. Das cartesianische Denken mag als gültig und als nützlich weiterhin bestehen bleiben, sofern es sich seiner Einseitigkeit bewußt bleibt. Aber es muß einsehen lernen, daß es kein vollständiges Bild zum Verständnis der Wirklichkeit liefert.

Mit Recht wehrt sich der amerikanische Professor dagegen, wenn die mechanistische und intellektualistische Denkweise für sich den Alleinanspruch erhebt, wahre Wissenschaft zu sein, während man gleichzeitig alles für unwissenschaftlich erklärt, was in der Sackgasse des überlieferten Weltbildes nicht unterzubringen ist.

Literaturhinweise

Ernst Cassirer, Descartes. Lehre – Persönlichkeit – Wirkung, Stockholm 1939

Karl Jaspers, Descartes und die Philosophie, Berlin 1937

Heinrich Scholz, Descartes Bedeutung für die Umgestaltung des abendländischen Geistes, Münster 1951

Adolf Schlatter, Die philosophische Arbeit seit Cartesius, Gießen 1923

Edmund Husserl, Cartesianische Meditationen, Hamburg 1969

Karl Löwith, Gott, Mensch und Welt in der Metaphysik von Descartes bis Nietzsche, Göttingen 1967

Walter Schulz, Der Gott der neuzeitlichen Metaphysik, Pfullingen 1957

Theophil Spoerri, Der verborgene Pascal. Eine Einführung in das Denken Pascals als Philosophie für den Menschen von Morgen, Hamburg 1955

Karl Bornhausen, Pascal, Basel 1920

Ewald Wasmuth, Der unbekannte Pascal, Regensburg 1962

Romano Guardini, Christliches Bewußtsein. Versuch über Pascal, München 1956

Hans Ehrenberg, In der Schule Pascals, Heidelberg 1954

Hermann Glockner, Heidelberger Bilderbuch. Erinnerungen, Bonn 1969

Wege einer Freundschaft: Briefwechsel Peter Wust – Marianne Weber 1927 bis 1937, Heidelberg 1951

Ferdinand Ebner, Das Wort und die geistigen Realitäten. Pneumatologische Fragmente, Regensburg 1921

Theodor Schleiermacher, Das Heil des Menschen und sein Traum vom Geist. Ferdinand Ebner. Ein Werk in der Kategorie der Begegnung, Berlin 1962

Karl Heim, Glaube und Denken. Philosophische Grundlegung einer christlichen Lebensanschauung, Hamburg 1957

Emil Brunner, Wahrheit als Begegnung, Zürich 1930

Martin Buber, Ich und Du, Leipzig 1923

Gabriel Marcel, Dialog und Erfahrung, Frankfurt 1961

Hans Trüb, Heilung aus der Begegnung, Stuttgart 1951

Adolf Portmann, Das Tier als soziales Wesen, Zürich 1962

Konrad Lorenz, Das sogenannte Böse. Zur Naturgeschichte der Aggression, München 1974

Vitus Dröscher, Das Tier – ein unbekanntes Wesen, München 1964

Werner Fischel, Kleine TierSeelenkunde, München 1954

Hans-Heinrich Vogt, Tierpsychologie für Jedermann. Eine Einführung in die Verhaltensforschung, München 1957

Hans Wohlbold, Rätsel der Tiere, Berlin 1947

Robert Goebel, Schelling. Kündler einer neuen Epoche des Christentums, Stuttgart 1975

Ernst Benz, Schelling, Zürich 1955

Hermann Zeltner, Schelling, Stuttgart 1954

Karl Jaspers, Schelling. Größe und Verhängnis, München 1955

Wilhelm Lütgert, Die Religion des Deutschen Idealismus und ihr Ende. Dritter Teil. Höhe und Niedergang des Idealismus, Gütersloh 1923

Wolfgang Schmidbauer, Psychosomatik, Planegg 1974

Richard Totman, Was uns krank macht. Die sozialen Ursachen der Krankheit, München 1982

Artur Jores, Der Mensch und seine Krankheit, Stuttgart 1951

Wilhelm Kütemeyer, Die Krankheit in ihrer Menschlichkeit, Göttingen 1963

Viktor von Weizsäcker, Körpergeschehen und Neurose, Stuttgart 1947

Ders., Der kranke Mensch, Stuttgart 1951

E. Wittkower, Der Einfluß der Gemütsbewegungen auf den Körper, Leipzig 1936

Eberhard Jüngel, Gott als Geheimnis der Welt, Tübingen 1977

Walter Nigg, Der Teufel und seine Knechte, Olten 1983

Helmut Thielicke, Glaube und Denken in der Neuzeit, Tübingen 1983

Fritjof Capra, Wendezeit. Bausteine für ein neues Weltbild, München 1983

Professor Adolf Köberle, geb. 1898, lebt seit 1965 als Emeritus in München. 1930 bis 1965 lehrte er im Fach Systematische Theologie an den Universitäten Basel und Tübingen. Als Schüler und Nachfolger von Professor Karl Heim war er darum bemüht, das reiche Erbe seines Lehrers auf die Gebiete der Psychotherapie, der Parapsychologie und der Medizin auszuweiten. Von neueren Veröffentlichungen sind zu nennen: Vergebung und neues Leben. Vorzeichen christlicher Existenz, Stuttgart 1979; Universalismus der christlichen Botschaft, Moers 1983; Das geheimnisvolle Reich der Seele. Erfahrungen der Psyche in den Grenzbereichen des Lebens, Freiburg i.Br. 1984.